



HERA LIND

MIT DEM MUT  
ZUR LIEBE

Roman nach einer  
wahren Geschichte

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe Mai 2023

Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: buxdesign München | Lisa Höfner

Coverabbildung: buxdesign | Lisa Höfner unter Verwendung von

Motiven von GettyImages / Aleksandar Jankovic,

Picture Alliance / Dieter Palm und Shutterstock

Satz: Daniela Schulz, Gilching

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-52840-2

2 4 5 3 1

Was kann ich für Frieden und Freiheit tun,  
außer immer wieder wahre Geschichten  
über Krieg und Diktatur zu schreiben?

*Hera Lind*



Nach der wahren Geschichte von Dieto Kretzschmar

Gewidmet meiner lieben Frau Johanna,  
die leider viel zu früh von mir gegangen ist  
Meinen lieben Eltern und Geschwistern

*Dieto*



## Vorbemerkung:

Dieses Buch basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte, einen Anspruch auf Faktizität erhebt es aber nicht.

Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerkes gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbstständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist.

Für alle Leserinnen und Leser erkennbar, erschöpft sich der Text nicht in einer reportagenhaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel der Autorin mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt. Sie lässt bewusst Grenzen verschwimmen.

\* Im Text kommen in Dialogen die Wörter »Judensäue«, »Neger«, »Untermensch« vor. Sie sind jeweils am Ende des Wortes mit einem \* versehen. Diese Bezeichnungen gelten heute als hochgradig despektierlich und abwertend bzw. stehen für das unmenschliche nationalsozialistische Regime und werden nicht mehr verwendet. In den Dialogen werden sie jedoch wiedergegeben und weder umschrieben noch vermieden oder nur angedeutet, da es ja gerade das Anliegen der Autorin ist, durch die ausdrückliche Benennung und Wiedergabe die Zeit und die Zustände in dem kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch stehenden NS-Staat und auch danach darzustellen.



# DRESDEN,

## *Februar 1945*

Neben an arbeiteten viele magere schmutzige Frauen an langen Tischen im Freien.

»Was machen die denn da?« Neugierig lugte ich durch das Loch im Fenster, das ich mit meinem warmen Atem frei gehaucht hatte. »Die frieren doch!«

»Das sind polnische Zwangsarbeiterinnen.« Mein zwölfjähriger Bruder Manfred versuchte, mich an den Hosenträgern von der Fensterbank zu zerren, auf die ich vierjähriger Bub geklettert war. »Lass das nicht die Mama sehen, du kleiner Akrobat!«

»Was ist ein Akrobat?« Energisch schüttelte ich die brüderlichen Hände ab. Viel zu spannend war das gruselig schaurige Geschehen dort hinter dem Stacheldraht. Es schneite in dicken nassen Flocken, der eiskalte Wind bog die wenigen hässlichen kahlen Sträucher unbarmherzig zu Boden und gab den Blick auf ärmlichste der trostlosen Baracken frei. Ab und zu huschte eine der armen, ausgebleichten Frauen an eine Mauer, um auf einem Eimer ihre Notdurft zu verrichten. Ihre Mäntel und Jacken waren zerschlissen, zerrissen und glichen eher Lumpensäcken als Kleidung. Manche wateten sogar barfuß durch den grauschwarzen Schlamm und Schnee. Schon beim Hinsehen erschauerte ich. Zwischen Stacheldraht und den Bahngleisen, die direkt an unserem Hinterhaus vorbeiführten, bewacht von bewaffneten Soldaten, schufteten die armen Frauen erbärmlich frierend und sichtbar unterernährt im Stehen vor sich hin. Die Eisenbahnlinie Dresden–Berlin war das nächtliche Ziel der Bomber, und ich spürte, nicht nur wir waren in Gefahr, sondern auch diese armen Frauen. Aber die hatten nicht mal eine kleine Wohnung im ersten Stock, so wie wir.

»Ein Akrobat ist ein Künstler, der Tricks kann!« Manfred zerwuselte mir das störrische Haar, das schon lange keinen Kamm oder Bürste mehr gesehen hatte. »Und die Frauen da draußen arbeiten für die Fabrik Essig-Kühne. Die müssen Gurken in Gläser füllen und für die Soldaten an der Front verpacken.«

»Aber die dürfen sie nicht essen?!« Schon war ich wieder auf die Fensterbank gekrabbelt und drückte mir die Nase platt. »Die sehen so verhungert aus!«

»Nee, Kleiner. Dürfen die nicht. Das sind Kriegsgefangene aus Polen.« Manfred lugte nun auch durch das Guckloch in der zugefrorenen Scheibe. »Wer denen hilft, kriegt selber Ärger. Manche Leute sagen sogar Polackenpack zu ihnen und spucken vor denen aus.«

»Wir aber nicht, oder?«

»Natürlich nicht. Das sind doch Menschen.«

Mein Herz zog sich vor Mitleid zusammen. »Können wir denen denn nicht heimlich was zu essen reinschmeißen? Wir sind doch keine Feiglinge, oder?«

»Du hast recht, kleiner Mann.« Manfred hob mich energisch von der Fensterbank. »Hör zu, Brüderchen. Wir gehen jetzt raus auf den Hof und spielen mit dem Ball, und wenn die Aufseher nicht hingucken, lasse ich den Ball einfach auf das Gelände rollen. Du schlüpfst dann durch das kleine Loch im Zaun und heulst laut und machst Theater und suchst den Ball, und in der Zeit lasse ich ein halbes Brot ins Gestrüpp fallen.«

»Was habe ich da gerade gehört, Kinder?« Wie aus dem Nichts stand plötzlich unsere Mama in der Tür. Sie rieb sich die eiskalten Hände, die in abgerissenen Strickhandschuhen steckten, und blies hinein. Sie hatte noch ihren Mantel an, war sie doch gerade mit den letzten Essensmarken einkaufen gewesen. Das Netz mit den kümmerlichen Habseligkeiten, die sie ergattert hatte, lag auf dem wackeligen Küchenstuhl.

»Wir wollen den armen polnischen Zwangsarbeiterinnen helfen, Mama!« Manfred blickte sie aus seinen grauen Augen bittend an.  
»Wir können doch nicht zusehen, wie sie vor unseren Augen verhungern!«

»Nein, das können wir nicht.« Mama machte ein ernstes Gesicht.  
»Ich überlasse euch die Entscheidung.« Ihr Blick fiel auf das halbe Brot im Einkaufsnetz, das in grobes Papier gepackt war. »Dann haben wir heute Abend eben nichts zu essen.«

»Wir haben nicht so viel Hunger wie die Zwangsarbeiterinnen da draußen.« Das schwierige Wort wollte mir so recht noch nicht über die Lippen. Eifrig griff ich nach dem Brot und roch daran. Es war alt und schwer, die Erwachsenen nannten es Kommissbrot. Mein Magen zog sich vor Hunger zusammen, aber mein Gerechtigkeitssinn war stärker.

»Bitte, Mama, lass es uns zu den armen Frauen bringen.«

»Dann mache ich euch ein paar handliche kleine Päckchen.« Die Mama war schon auf unserer Seite. Während Manfred mir half, die knöchelhohen Schnürschuhe zu binden, schnitt Mutter das Brot in kleine Stücke, packte jedes in altes Zeitungspapier und steckte es Manfred zu. »Dass ihr mir an dem Bahngleis aber aufpasst! Nicht auf die Schienen laufen, klar? Und lasst euch nicht erwischen!«

Mit Tränen in den Augen blickte sie uns hinterher, wie wir durch das Treppenhaus hinunter in den Hof rannten, dort ein paarmal den kaputten alten Lederball hin und her schossen, und dann ... mit Wucht ... über den Stacheldrahtzaun in hohem Bogen auf das Gelände der Essig-Fabrik, wo die schäbigen Baracken standen. Gerade quietschte und jammerte ein Güterzug schlingernd über die Schienen im Hintergrund, da konnte ich kaum lauter heulen.

»So, Kleiner. Dein Auftritt. Je lauter du schreist, desto mehr sind die Wachposten abgelenkt.«

Ich pumpte meine Lungen voll mit der eiskalten Luft und plärrte los.

»Mein Ball! Mein schöner Ball! Du hast ihn weggeschossen!«

Manfred streckte die Hand nach mir aus und tat so, als wolle er mich trösten. Alle Blicke der Aufseher waren auf uns gerichtet.

»Los!« In Windeseile rannten wir über den Schotter, überkletterten die Hofmauer und standen schon am hohen Stacheldrahtzaun.

»Mein BALL!«, jammerte ich bühnenreif. »Wo ist mein BALL?«

Die Frauen arbeiteten in gebückter Haltung dicht beieinanderstehend weiter. Keine wagte es, sich nach uns umzudrehen. Der Güterzug wand sich wie eine nasskalte Schlange aus unserem Blickfeld.

»Ihr schon wieder!« Einer der Wachposten polterte mit seinen dicken Stiefeln heran. Er sah zum Fürchten aus, mit seinem riesigen Gewehr, das in einem Lederriemen über seine Brust hing, und machte ein finsternes Gesicht.

»Könnt ihr denn nicht aufpassen, ihr blöden Bengels!«

»Der Manfred hat ihn mir weggeschossen«, plärrte ich noch lauter, und zu meinem Erstaunen quollen echte Tränen über meine Wangen. »Die Mama haut mich, wenn ich ohne Ball wiederkomme! Den hat mir der Papa geschenkt, und der ist in Russland an der Front!«

»Na, dann kommt schon rein!«

Der Wachposten schob das rostige Tor zum Arbeitslager ein wenig auf, und während ich ihm dankbare Blicke aus feuchten Kinderaugen zuwarf, ließ Manfred unauffällig die Brotpäckchen ins Gestrüpp fallen. »Hier müsste er sein ... ich hab ihn ... vielen Dank, Herr Lageroffizier.«

»Ab mit euch, ihr Lausejungen!« Der gebauchpinselte Wachmann schob uns unwillig wieder hinaus. Hinter ihm glitt quiet-schend das Lagertor ins Schloss. »Und grüßt eure Mama.«

Ich setzte noch ein paar gekonnte Schluchzer ab, während Manfred mir mit einem Taschentuch die Rotznase wischte. »Ja, machen wir, Herr Offizier. Sie lässt Sie auch schön grüßen.« Aus dem

Augenwinkel nahm ich wahr, wie die Frauen sich blitzschnell bückten und die Päckchen unter den Arbeitskitteln verschwanden. Dankbare Blicke glitten zum Küchenfenster unserer Mutter herauf, während Manfred mich an die Hand nahm und zurück über die Hofmauer hievt.

Neben der Wäscheleine und den Mülltonnen angekommen, drückte er mich an sich: »Gut gemacht, Kleiner. Aus dir wird noch mal ein großer Bühnenstar.« Und dann spielten wir, als wenn nichts gewesen wäre, in der Nachbarschaft in den Trümmern.

»Schau mal, Manfred, das hier sieht aus wie Sand! Ich backe einen Kuchen für die Mama!«

Es war festes gelbes Schießpulver, das in der abgerissenen Hälfte einer Bombe steckte, ein rund und spitz zulaufender Trichter. Da wir Kinder kaum noch etwas anderes kannten, war uns die Gefahr auch gar nicht bewusst. Mit den bloßen Händen kratzten wir den vermeintlichen Sand aus dem Stahlmantel des Bombentrichters und formten daraus »Kuchen« und »Plätzchen«.

»Da wird sich die Mama freuen! Jetzt haben wir doch noch was zu essen für heute Abend!«

Wenig später polterte es bei uns oben im ersten Stock an die Tür.

Unsere kleine dunkle Wohnung lag über dem Gemeindesaal der evangelischen Kirche. Zu Friedenszeiten waren hier Seminare und Chorproben abgehalten worden, aber daran konnte ich mich nicht mehr erinnern.

»Auweia!« Ich presste die Hände vor den Mund. »Jetzt haben sie es entdeckt!«

Mutter legte einen Finger auf die Lippen. »Kein Wort, ihr zwei. Ich regele das.«

Mit klopfendem Herzen drückte ich mich hinter ihr herum, und auch Manfred stand die Angst ins Gesicht geschrieben. »Ein Schupo«, wisperte er leichenblass.

»Guten Tag. Sie wünschen?« Mit gefasstem Gesicht öffnete Mutter die Tür. Im spärlich beleuchteten Treppenhaus stand ein Uniformierter mit Hakenkreuzbinde auf dem Arm.

»Heil Hitler. Frau Kretzschmar?«

»Ja?«

Nach dem obligatorischen Hitlergruß, den unsere Mama nur halbherzig erwiderte, zog der dicke ältere Mann einen Schrieb aus seiner Tasche und hielt ihn unserer Mama vor die Nase. »Ich habe hier eine Anzeige gegen Sie. Sie haben gegen das Kriegsrecht verstoßen.« Mein Herz polterte wie der soeben vorbeifahrende Güterzug, der sich lärmend und quietschend über die Gleise hinter dem Arbeitslager schlängelte. Selbst durch den fadenscheinigen Mantel, den unsere Mutter auch in der Wohnung trug, konnte ich ihre Beine zittern fühlen.

»Aber Herr Wachtmeister, es sind doch Kinder ...«

»Sie haben gegen die Verdunklungsregeln verstoßen und somit der Anglo-Amerikanischen Luftwaffe während der nächtlichen Bombenangriffe Lichtsignale gegeben! Das ist Kollaboration mit dem Feind und Hochverrat!« Die kleinen Augen des Mannes glänzten machtlüstern. »Mitkommen!«

Rüde packte der Kerl meine Mama am Arm. Was ich begriff, war, dass es nicht um unsere versteckten Brote ging. Sondern dass Mama schon wieder neuen Ärger hatte. Sie war leichenblass geworden.

»Aber Herr Wachtmeister, ich verdunkle pflichtgemäß jeden Abend die Fenster, schauen Sie, wir haben ja nur diese zwei ...« Mutter zeigte dem Möchtegern-Kriegshelden der Pantoffelgruppe, wie sie diese Männer heimlich nannte, unsere beiden kleinen Küchenfenster, vor die sie bereits die schwarze Wolldecke gespannt hatte, und auch die beiden Luken, die zum Treppenhaus hinausführten. Sie waren mit schwarzer Pappe abgedeckt.

»Und was ist das da oben?«

Der Kriegsheld zeigte auf die milchglasverkleidete Dachluke oben in der Decke. Dieser schmale Schacht war der einzige Lichtquell, der in diesen trüben Wintertagen noch ein bisschen Tageslicht in unsere Küche warf.

»Aber Herr Wachtmeister, das ist so hoch oben, wie soll ich das verdunkeln, ich komme da ja gar nicht dran, und die Kinder erst recht nicht! Wir haben nicht mal eine Leiter!«

»Sie haben dem Feinde Lichtsignale gegeben!« Der Wichtigtuer beharrte auf seiner kruden Theorie. »Sie sind verhaftet! Mitkommen!« Er zerrte Mutter am Arm aus der Wohnung, und sie stemmte sich mit Händen und Füßen in den Türrahmen. »Nicht ohne meine Kinder!«

Jetzt fing ich wirklich an zu weinen. Meine Panik steigerte sich ins Unermessliche, als in diesem Moment auch noch markerschütternd die Sirenen losheulten: Fliegeralarm! Das hysterische Heulen ging mir durch Mark und Bein. Ich warf mich an Mutters Bauch, und Manfred an ihre Brust. Der Schupo kam ins Taumeln. Schon hörten wir die ersten Tiefflieger über der Stadt herandonnern, und erste Explosionen erleuchteten wie ein Feuerwerk die Nachbarschaft. Fenster klirrten, Türen sprangen aus ihren Angeln. Die Erde erbebe.

»Lassen Sie mich los, die Kinder sind auf mich angewiesen!« Mutter trat dem Kerl einfach ans Bein. Vom Radio dröhnte die ewig gleiche Ansage: »Feindliches Bombengeschwader nähert sich im Tiefflug dem Stadtrand Dresdens! Suchen Sie unverzüglich die Luftschutzkeller auf!« Weiter kam das hysterische Geschrei aus dem schnarrenden Apparat nicht. In diesem Moment fiel der Strom aus, der Radioapparat verstummte, und die Wohnung lag in stockdunkler Finsternis.

»Warum sollte ich dem Feinde Lichtsignale senden, als hätte ich keine anderen Sorgen!«

Mit dem Mut der Verzweiflung riss sich unsere Mutter von diesem Widerling los, packte uns beide am Schlafittchen und drängte

uns durch das nunmehr stockdunkle Treppenhaus vorbei am abgeschlossenen Gemeindesaal hinunter auf den Hof, durch krachende Einschüsse hinüber in das Vorderhaus und dort in den Keller, wo sie uns in die hinterste Ecke drängte. Hier lag schon unsere alte Matratze und die kratzige Decke, auf die wir uns immer zusammenkauerten.

Panisch keuchend warf sich unsere Mutter über uns und bedeckte uns mit ihrem Körper.

Der Schupo hatte wohl Reißaus genommen, jedenfalls war er nicht mehr zu sehen.

Unter Geschrei und Geheul strömten nun auch die Bewohner des Vorderhauses in den Luftschutzkeller, und gleichzeitig brummt und dröhnten die Geschwader der Tiefflieger direkt über unseren Köpfen. Jedes Mal, wenn sich die Kellertüre öffnete und eine neue Gruppe panischer Nachbarn sich hereindrängte, sah ich die lodernnd brennenden Dächer und Hausfassaden, die den Himmel gespenstisch rot färbten. Wir waren in der Hölle. Mutter breitete schützend ihre Arme über uns und klammerte sich mit beiden Händen an uns fest.

Die Erschütterungen waren so groß, dass der gesamte Keller erzitterte und bebte. Holzbalken der Regale krachten herunter, Gläser mit Eingemachtem klirrten, Fenster sprangen aus ihren Verankerungen. Der beißende Rauch fraß sich schwarz und giftig in unsere Lungen. Alle husteten und röchelten um ihr Leben. Es herrschte ohrenbetäubender Lärm. Panisches Schreien, Wimmern und lautes Beten durchdrang in Fetzen den dunklen Raum, bevor der nächste Granatsplitter in unmittelbarer Nähe einschlug und es krachte.

»Na, Frau Kretzschmar, Sie haben sich ja die sicherste Ecke ausgesucht! Erst nicht verdunkeln und dann die besten Plätze einnehmen!«

In der Schwärze des Kellers, mitten in der giftigen Rauchwolke, stand auf einmal wieder der widerliche Wachmann vor uns. Durch

die Finger lugte ich angstvoll aus meiner Deckung hervor. Konnte er uns nicht einmal in dieser grauenvollen Hölle in Ruhe lassen? Manfreds Lippen zitterten. Jeden Moment würde er anfangen zu weinen, und das sollte was heißen bei meinem großen Bruder! Unsere Gesichter waren kohlrabenschwarz.

»Sie haben doch sicher zu tun«, kanzelte Mutter ihn ab. »Wenn Sie frontuntauglich sind, dann haben Sie doch die Aufgabe, die Trümmer am Kellereingang wegzuräumen und Menschenleben zu retten, nicht wahr?« Mutter hielt uns beide Buben fest in ihren Armen und schaute selbstbewusst zu diesem Knilch hinauf, der doch tatsächlich nichts Besseres zu tun hatte, als uns sogar in dieser Situation noch zu drangsalieren!

»Für dieses Mal lasse ich es gut sein!«

Schon krachte der nächste Bombenabwurf in nächster Nähe auf ein Nachbarhaus, sirrend stoben Leuchtkugeln durch die Nacht, und klirrend zerbarsten Scheiben, Menschen schrien und kreischten, Staub wirbelte auf wie ein riesiges schwarzes Gebirge und drang durch unsere eigenen kaputten Fenster, und wieder lagen wir im Keller verzweifelt hustend unter einer Rauchwolke. Ich hatte als Vierjähriger schon viele Bombennächte erlebt, aber so nah wie jetzt waren die Einschläge noch nie gewesen. Der ganze Keller bebte. Es donnerte und krachte wie bei einem entsetzlichen Unwetter. Schwarze Tiere aus Ruß und Staub krochen gefräßig durch den Raum und schnappten mit ihren Riesenzähnen nach uns Kindern. Mutter stülpte die zerrissene Woldecke über uns.

Jetzt waren die umliegenden Häuser aufgrund der Detonation offensichtlich mit eingestürzt.

»Volltreffer«, murmelte Manfred, der genau wie ich sein Gesicht auf Mutters Schoß vergraben hatte.

»Mama, ich habe Angst!« Zitternd presste ich mir die schmutzigen Hände auf die Ohren.

Mutter hatte sich mit ihrem ganzen Körper über uns geworfen und wiegte uns beide hin und her. »Ich bin bei euch, macht euch keine Sorgen, alles wird gut ...«

Woher unsere Mutter diese Zuversicht nahm, diesen Mut, sich auch noch dem Widerling entgegenzustellen, und uns Kindern immer noch das unerschütterliche Vertrauen einflößte, bei ihr in Sicherheit zu sein, war mir nicht bewusst. Sie war da, das reichte mir. Ich konnte mich an Friedenszeiten ja nicht mehr erinnern. Dieses nächtliche Spektakel, der Terror, der Lärm und die Todesangst, so dachte ich, seien normal, gehörten zum Leben.

Als nach stundenlangem Beschuss endlich Entwarnung ertönte, schoben sich die Menschen stöhnend und wehklagend die Kellertreppe wieder hinauf.

Der wichtigtueriesche Widerling war mit anderen Wachmännern damit beschäftigt, riesige Steinbrocken und quer liegende Balken vom Kellereingang wegzuhieven. Unter seinem Kommando »Hau ruck, hau ruck und zugleich!« gelang das nach mühevoller Anstrengung. Jemand hielt ihnen eine Lampe. »Da ist eine Hand! Vorsicht!«

Mutter sprang schon auf, um zu helfen. Manfred und ich hockten zitternd mit angezogenen Beinen auf der Bank, die Ärmel vor Mund und Nase gepresst. Das Atmen fiel zusehends schwerer. Immer noch husteten wir und rangen nach Luft. Doch es gab noch kein Entkommen aus der schwarzen Hölle.

Mit bloßen Händen gruben die Erwachsenen den Schutt weg, bis ächzend eine weitere Wand knirschte und der Putz klackernd herunterbröckelte.

»Achtung! Die Fassadenteile stürzen ein! Wir können das nicht riskieren!«

»Aber da liegt ein Mensch!« Unsere Mutter scharrte mit bloßen Händen immer weiter.

»Es ist eine Kinderhand!«